

Kann der Rassismus im Internet überleben?

Hans Geser

Soziologisches Institut der Universität Zürich

(erschieden in: TANGRAM 21, Mai 2008: 19-26)

Aus soziologischer Sicht stellt das Internet eine viel fundamentalere Erfindung als Briefpost, Telephon, Presse, Radio und Fernsehen dar, weil es einerseits die Funktionen all dieser Spezialmedien in sich aufnehmen kann, und zudem allen Nutzern dieselben technischen Möglichkeiten an die Hand gibt, um sich mit einem Minimum an Ressourcen und Kenntnissen unabhängig von Zeit, Raum und institutionellen Kontrollen an (weltweiter) öffentlicher Information, Kommunikation und Publikation zu beteiligen.

Damit wird die lange Ära der "vermachteten Öffentlichkeit" (Habermas 1962) grundsätzlich beendet, wo die effektive Teilnahme an öffentlicher Kommunikation an den Besitz umfangreicher Druckbetriebe, Vertriebsorganisationen oder Sendeanlagen gebunden war und deshalb wenigen potenten Organisationen und einer kleinen wirtschaftlichen und politischen Elite vorbehalten blieb.

Keine Dorfgemeinde, formelle Vereinigung oder informelle Gruppe ist heutzutage so klein, dass sie nicht in der Lage wäre, auf einer Website mit eigenen Mitteln ihre Existenz zu bezeugen und einem globalen Publikum ihre Gründungsgeschichte, Wertorientierungen, Zielsetzungen und Aktivitäten zu präsentieren. Beispielsweise verfügen momentan mehr als 250 teilweise äusserst kleine Sprachgruppen über eine eigene „Wikipedia“: die - vor allem wenn die Angehörigen geographisch verstreut leben - dazu dient, die kulturelle Binnenkohäsion und Gruppenidentität zu verstärken. Und Einzelpersonen mit beliebig extremer Gesinnung, die früher in ihrer lokalen Umwelt einsam blieben, haben neuerdings gute Chancen, über das Netz weltweit genügend Gesinnungsgenossen zu finden, um eine stabile Gruppierung zu bilden und ihre Aktivitäten auf ein kollektives Niveau zu heben. Damit kann das Internet wie ein Prisma wirksam sein, das bereits bestehende kulturelle und ideologische Spaltungen innerhalb der Gesellschaft (auf nationaler und auf internationaler Ebene) amplifiziert.

Historisch erstmalig stellt sich die Frage, ob wir in einer Gesellschaft leben können (bzw. leben wollen), in der praktisch jedermann technisch in der Lage ist, das ihm *de jure* zustehende Grundrecht auf freie öffentliche Meinungsäusserung auch *de facto* zu praktizieren - und dabei das immer breitere Spektrum digitaler Handlungs- und Ausdrucksmöglichkeiten zu nutzen. So stellt sich die heutige Rassismusbekämpfung nicht nur deshalb als Sisiphusarbeit dar, weil praktisch jeder Bürger als potenzieller Täter in Frage kommt, sondern weil eine unüberblickbar wachsende Vielfalt von bisher unbekanntem Äusserungsformen im Auge behalten werden muss: z.B. der Austausch verbotener Bücher und Memorabilien; die rassistische Einfärbung verschiedenster Diskussionsbeiträge oder Wikipediaartikel; die Diffusion anstössiger YouTube-Videos oder die Verbreitung rassendiskriminierender Computerspiele, deren Nutzer z. B. die Funktion von KZ-Leiter übernehmen oder mit Judensternen versehene Hühner abschiessen müssen (Sieber 2001).

Generell hat sich bis heute (2008) die bereits Mitte der 1990er Jahre errungene Einsicht bestätigt, dass das Internet wegen seiner dezentralisierten technischen Architektur und Nutzungsweise nur geringe Chancen zur wirksamen Rassismusbekämpfung bietet.

Insofern delinquente Netzautoren dem nationalstaatlichen Zugriff immer durch geographische Verlagerung ihrer Webserver ausweichen können, wird die im Internet faktisch bestehende Freiheit immer durch die Länder mit den momentan geringsten rechtlichen Restriktionen determiniert: So haben die in den USA durch das „First Amendment“ gesicherten Freiheitsrechte (gemäss denen rassistische Äusserungen nur

strafbar sind, wenn sie sich mit dem Aufruf zur Gewalt verbinden) dank dem Internet eine *de facto* weltweite Geltung erhalten.

Dementsprechend bleiben Erfolge in der internationalen Internetzensur weitgehend auf Inhalte beschränkt, die – wie z. B. kinderpornographische Darstellungen - kulturübergreifend als moralisch verwerflich und illegal angesehen werden (Rosenthal 2000; Akdeniz 2006). Eine Erweiterung auf „rassistische“ Inhalte würde voraussetzen, dass es den europäischen Staaten gelingt, ihre teilweise eher partikulären und regionalhistorisch bedingten Vorstellungen von Rassismus weltweit durchzusetzen - was angesichts des Übergewichts der USA und der aktuellen Machtverschiebungen zu nichtwestlichen Ländern immer unwahrscheinlicher wird.

Immunisierung durch Pluralisierung

Zwei aktuelle Entwicklungen tragen zusätzlich zur wachsenden Immunisierung des Internet gegen Kontrolleingriffe bei.

1) Auf technischer Ebene haben die konventionellen Client-Server-Strukturen, auf denen das konventionelle Internet beruht, bisher günstige Ansatzpunkte für Kontrollen geboten: weil es genügte, die überschaubare Zahl von Providern in die Pflicht zu nehmen, anstatt jeden Einzelnutzer zu überwachen. Diese Strategien laufen in der Masse ins Leere, als sie durch dezentralere Peer-to-Peer-Architekturen ersetzt werden, in denen der Computer jedes Individualnutzers auch als Webserver fungiert.

2) Zur Zeit des „klassischen“ Web 1.0 war die Überwachung rassistischer Inhalte dadurch erleichtert, dass sie sich in der Regel auf bestimmte Websites konzentrierten, die man relativ leicht sperren oder auch eliminieren konnte. Im heutigen Web 2.0, wird diese kostensparende Kontrolle dadurch erschwert, dass sich derartige Inhalte in volatiler und unübersichtlicher Art über das ganze Netz verteilen: z. B. als Einträge in bestimmten (sonst seriösen) Diskussionsfora, Chat Rooms oder Blogs, oder als Teilelemente in einigen der Hunderte von Millionen persönlicher Websites, wie sie auf z. B. auf Facebook oder MySpace bestehen. Eine unvorstellbarer Kontrollaufwand wäre erforderlich, um das Netz integral zu überwachen und die ständigen Updates mindestens im Stundenrhythmus zu verfolgen (Becker 2008).

Da die Provider im Netzsystem immer bedeutungsloser werden, muss man folglich den ungleich kostspieligeren und ineffizienteren Weg verfolgen, unzählige Endnutzer zu überwachen und zu bestrafen, anstatt die Verbreitung der verbotenen Inhalte an ihrer Quelle zu unterbinden.

Die aktuellen breiten Klageaktionen der Musikindustrie gegen minderjährige MP3-Piraten und die Schwierigkeiten mit dem geplanten deutschen „Bundestrojaner“ erwecken eher den Eindruck, dass dieser Weg sowohl in technischer wie juristischer Hinsicht in eine Sackgasse führt.

Fallstricke der virtuellen Dekontextualisierung

Weil die Autoren unsichtbar bleiben (bzw. nach Belieben fingiert sein können), verführt die Netzkommunikation ständig dazu, geäußerte Inhalte „kontextfrei“, d. h. allein nach ihrem intrinsischen Inhalt, zu interpretieren und zu bewerten, anstatt sie aus ihrem sozialen und kulturellen Umfeld und den Motiven des Autors heraus zu begreifen. Bei diesem Vorgehen wird ignoriert, dass in einem interaktiv-kommunikativen Web alle sprachlichen Äusserungen im Kontext eines diskursiven Gesamtzusammenhangs erfasst werden müssen: also z. B. als eine Behauptung, die für sich selbst genommen überzogen oder falsch erscheint, innerhalb eines dialektischen Gesprächsverlaufs hingegen eine vielleicht produktive Bedeutung hat.. Ebenso kann leicht schon eine rein ironisch gemeinte rassistische Bemerkung zur Anzeige führen, weil sich den am Wortlaut klebenden Kriminalbeamten eine derartige Bedeutung nicht ohne weiteres erschliesst. Je interaktiver das Netzwerk folglich ist, desto

problematischer wird es, einzelne aus dem Zusammenhang isolierte Äusserungen als „rassistisch“ zu etikettieren – und die Hoffnung auf leistungsfähige automatische Filter, die Rassistentes von Nichtrassistischem trennen können, wird immer mehr zur unrealen Utopie.

Überlebensfähigkeit des Rassismus im Internet

So offensichtlich das Internet bisher häufig dazu benutzt worden ist, um dem bereits bestehenden realweltlichen Rassismus zusätzliche Resonanz und Verbreitung zu verleihen, so zweifelhaft ist es, ob er in der Onlinewelt langfristig überleben kann oder gar eine zusätzliche Verstärkung erfährt.

Zum einen sind viele Manifestationen von Netzrassismus in pragmatischer Sicht relativ unbedeutend, weil sich nur irrelevante Einzelpersonen oder kleinste Gruppen dahinter verbergen, und weil sie - wenn sie nicht gerade auf prominenten, im Google-Suchkatalog zuoberst rangierenden Webseiten publiziert werden - eine im Vergleich zu Strassenplakaten, Zeitungsinseraten oder TV-Sendungen höchst geringe Breitenwirkung entfalten.

Zum andern gehen von der Strukturen und Prozessen der Netzkommunikation selber vielfältige moderierende Wirkungen aus.

Erstens können vielerlei spontane rassistische Reaktionen, die im sinnlichen Kontakt mit Menschen fremder Hautfarbe oder Physiognomik ausgelöst werden, in der Onlinewelt, wo der Körper unsichtbar bleibt, gar nicht wirksam werden. Selbst wenn man weiss, dass Interaktionspartner anderen Rassen angehören, bleibt dieses Wissen meist abstrakt und ohne Einfluss auf die konkrete Kommunikation. So stellt man fest, dass sich jedenfalls in den momentan weltweit dominierenden „Social Network Sites“ (wie MySpace, Friendster, Facebook u.a.) Menschen unterschiedlichster Herkunft konfliktfrei zusammenfinden.

Zweitens kann man feststellen, dass sich die Betreiber vieler solcher Websites einer betont offenen, überparteilichen (manchmal gar an Gesinnungslosigkeit grenzenden) Haltung befleißigen, um in einer möglichst umfangreichen, heterogenen Anhängerschaft Resonanz zu finden. Konkret bedeutet dies, dass z. B. sezessionistische Rebellenbewegungen im Zuge ihres Strebens nach globaler öffentlicher Legitimität genötigt sind, sehr stark auf universalistische Werte und Normen (wie sie z. B. in UNO-Dokumenten expliziert sind) zu rekurrieren. Ähnliche Gründe tragen dazu bei, dass in der Wikipedia in einer Unzahl von Diskussionsforen an einem über alle rassistisch-ethnischen Grenzen hinweg konsensfähigen Wissen gearbeitet wird, das mit den durchaus ethnozentrischen Sichtweisen bisheriger Papierezyklopädien durchaus positiv kontrastiert.

Drittens trägt die Internetkommunikation dazu bei, vermeintlichen kollektiven Konsens zu demontieren. Manche Antirassisten teilen mit den Rassisten die Neigung, attackierte Minderheiten als relativ einfach strukturierte, homogene Kollektive zu betrachten: z. B. indem sie annehmen, dass alle ihre Mitglieder dieselben Äusserungen als „diskriminierend“ empfinden und es vorziehen, über ihre Gruppe positiv-schmeichelhafte statt kritisch-abwertende Beurteilungen zu vernehmen. Diese undifferenzierte Sichtweise konnte im Zeitalter der klassischen Massenmedien relativ gut beibehalten werden, weil diese Minderheiten häufig monopolistische Medienorgane besaßen, die unwidersprochen behaupten konnten, im Namen des Gesamtkollektivs zu sprechen. Im Internetzeitalter brechen solche fiktiven Konsensbehauptungen meist zusammen, weil es jeder beliebigen Subgruppe und Einzelperson möglich wird, ihre abweichende Meinung öffentlich zu verkünden. Zum Beispiel sieht man dann Juden, die dem Holocaust unter allen historischen Genoziden keinen besonderen Rang zuerkennen wollen, Ex-Jugoslawen, die sich lautstark über ihre kriminellen Volksgenossen empören, oder säkularisierte Moslems, die dem Bau von Minaretten ähnlich ablehnend wie SVP-Politiker gegenüberstehen. Als Folge kann es schwieriger oder gar unmöglich werden, den Bereich des im engeren Sinn „rassistischen“ Sprechens und Handelns klar zu umgrenzen.

Aus analogen Gründen scheint das Internet *viertens* die kollektive Handlungsfähigkeit rassistischer Gruppen eher zu schwächen, weil interner Dissens so leicht öffentlich manifest wird, und weil persönliches Führungscharisma auf Online-Kanälen kaum wirksam werden kann.

Schliesslich hat es *fünftens* mancherlei Vorteile, wenn die ohnehin bestehenden rassistischen Einstellungen (und deren Trägergruppen) ans Licht der Öffentlichkeit treten, anstatt im Zwielficht grauer Druckschriften oder in der Verborgenheit privater Stammtischrunden zu verharren. Denn nur so wird es möglich, frei von Tabuisierungen, Beschönigungen und Verdrängungen einen ehrlichen, offenen Diskurs zu führen und grosse Bevölkerungskreise (indem sie z. B. zufällig aufgefundene rassistische Webseiten anzeigen) in die Rassismusbekämpfung einzubeziehen.

So sieht sich heute jedermann gezwungen, sich kognitiv auf eine grössere Vielfalt von Meinungen einzustellen, und über die Besonderheiten und Einseitigkeiten ihrer eigenen Positionen zu reflektieren. Beispielsweise versuchen manche westeuropäischen Länder der Welt eine Auffassung von Rassismus aufzudrängen, die sich etwas einseitig an regionalen historischen Erfahrungen des Hitlerreiches und Holocausts orientiert – ohne die Genozide Stalins und Maos gleichrangig zu gewichten. Die Begegnung mit vielfältigen anderen Standpunkten, die das Internet ermöglicht, kann die Einsicht erleichtern, dass selbst als absolut unveränderlich und universell gültig empfundene Auffassungen darüber, was „rassistisch“ ist, dennoch dem volatilen Zeitgeist und den Schranken regionaler kultureller Milieus unterliegen.

Literatur

Akdeniz, Yaman, Stocktaking on Effortsto Combat Racism on the Internet. UN Commission of Human Rights, Geneva 2006.

Becker, Matthias Martin Zensur im Internet. Schnelle Mäuse, fleissige Katzen. WOZ die Wochenzeitung 7. Febr. 2008

Geser Hans: Der Nationalstaat im Spannungsfeld sub- und transnationaler Online-Kommunikationen. In: Sociology in Switzerland: Towards Cybersociety and Vireal Social Relations. Online Publikationen. Zuerich, Juni 2004 (Version 2.0). http://socio.ch/intcom/t_hgeser10.htm

Habermas, Jürgen 1962 Strukturwandel der Öffentlichkeit, Suhrkamp, Frankfurt

Rosenthal David, Current problems and possible strategies for combating racism on the Internet. Working Paper, prepared for Séminaire d'experts sur les procédures de recours ouvertes aux victims d'actes de racism, to be held on February 16th to 18th 2000 in Geneva, United Nations High Commissioner For Human Rights. <http://www.rvo.ch/docs/unracism.pdf>

Sieber Ulrich "Code as code"? Lässt das Internet die nationalen Strafrechtssysteme ins Leere laufen Neue Zürcher Zeitung, 29.05.2001, S. 95.